

Silja Graupe

Die Chance der Krise

Die gegenwärtige Wirtschafts- und Finanzkrise verführt leicht zu Aktionismus. Wir erwarten von Ökonomen und Politikern, die Situation eiligst zu beherrschen und die entfesselten Kräfte der Wirtschaft wieder zu bändigen. Und diese wollen unsere Erwartung nur allzu gern erfüllen: mit Rettungsschirmen und -paketen, Konjunkturprogrammen und neuen Formen staatlicher Kontrolle. Auch wenn all diese Maßnahmen wichtig sind, verharren sie doch gleichsam an der Oberfläche des Problems. Worin aber liegt die wahre Chance unserer jetzigen Situation? Antwort auf diese Frage können wir nur durch eine neue, ernsthaftere Nachdenklichkeit finden. Es gilt innezuhalten und die Problemlage gründlich zu analysieren.

Wie eine Maschine

Vor allem Ökonomen und Wirtschaftspolitiker beharren darauf, ökonomische Schiefereien rein äußerlich korrigieren zu können. Ihre Position gleicht der eines göttlichen Beobachters, der unbetieilt das Geschehen verfolgt, analysiert und von außen her steuern und gestalten will. Im Grunde entspricht ihr Bild von der Wirtschaft einer Maschine, die lediglich vorgegebene Bewegungen und Aktionen ausführt. Kein Rädchen in ihrem Getriebe ist frei, sich diesen Vorgaben zu widersetzen, gar dem eigenen Tun Sinn zu verleihen. Seine Sichtweise ist belanglos, weil stets nur der Ingenieur oder Erbauer über Output und Performance der Maschine entscheidet.

Diese Maschinenmetapher nehmen die Wirtschaftswissenschaften seit über 200 Jahren völlig unkritisch in Gebrauch und suggerieren damit die vollkommene Bedeutungslosigkeit unserer ökonomischen Erfahrungswelt. In ihrem Anspruch, rein mechanische Wissenschaft zu sein, verhindern sie einen grundlegenden Perspektivwechsel vom äußeren Beobachter zum gleichsam inneren Teilhaber. Die Vorstellung der Wirtschaft als Maschine ist in unserer Kultur fest verankert. Sie ist uns so selbstverständlich, dass wir sie kaum wahrnehmen. Turbo-Kapitalismus und Soziale Marktwirtschaft streiten sich zum Beispiel erbittert darüber,

wer denn als Ingenieur die Wirtschaftsmaschine steuern soll. In der grundlegenden Idee, Wirtschaft sei prinzipiell eine steuerbare Maschine, sind sie sich hingegen vollkommen einig. Tatsächlich ist diese Idee mindestens ebenso alt wie die Wirtschaftswissenschaften selbst. Sie geht auf deren Begründer, Adam Smith (1723–1790), zurück. Smith, ebenso wie viele seiner Nachfolger, war sich sicher, dass die Marktwirtschaft ebenso von unverrückbaren Gesetzen bestimmt sei wie die Natur. Eine geheime Mechanik, so sah es Smith, koordiniere unser Eigeninteresse, unsere Gier nach individuellem Vorteil auf ebenso wunderbare Weise zum Wohle aller, wie ein Uhrwerk seine Räder mit Harmonie und Leichtigkeit bewegt.

An dieser Grundüberzeugung halten auch moderne liberale Ökonomen unbeirrt fest. Reden sie von Sachzwängen oder Marktmechanismen, so setzen sie dabei stets implizit die Existenz quasi-naturgesetzlicher Wirtschaftsabläufe voraus. All ihr Expertenstreit dreht sich lediglich darum, worin die Naturgesetze des Marktes bestehen sollen, wie sie zu berechnen und zum eigenen Vorteil zu nutzen sind. Deutlich wird diese Grundhaltung auch in einer anderen Lieblingsmetapher liberaler Ökonomen: der des Spiels. Jeder Wirtschaftsakteur, so gibt sich der Liberalismus überzeugt, folgt in allen Handlungen (den Spielzügen) völlig frei allein den eigenen Interessen. Doch zugleich beherrschen ihn fest vorgegebene Spielregeln, denen er sich blindlings, d. h. unbewusst, unterwirft.

Liberalismus heißt – dies wird oft übersehen –, im Spiel der Marktwirtschaft die uneingeschränkte Freiheit zu genießen, zwischen allen Gütern der Welt zu wählen. Er lässt uns aber keine Wahl, nach welchen Regeln wir diese Güterwahl treffen. Der Markt mit seinem Preissystem, so formuliert es der liberale Nobelpreisträger F. A. Hayek unmissverständlich, befiehlt uns insgeheim, wie wir denken und handeln sollen. Der Ursprung aller ökonomischer Spielregeln liegt also nicht in unserer Hand, sondern der eines allmächtigen Spielleiters. Wer aber ist dieser Spielleiter, wer der Ingenieur der Wirtschaftsmaschine? Adam Smith und seine Zeit-

genossen wussten hierauf eine einfache Antwort. Für sie war es niemand anderer als Gott selbst.

Moderne Ökonomen hingegen winden sich um eine klare Antwort. Sie verweisen lediglich auf das wunderbare Wirken einer „unsichtbaren Hand“, ohne uns doch je zu verraten, wie dies denkbar ist. Auf diese Weise verhindern sie ein tieferes Nachdenken an entscheidender Stelle. Ergebnis ist ein blinder Marktgehorsam – mit gravierenden ethischen Konsequenzen. Denn scheint der Markt lediglich durch äußere Mächte beherrscht, die selbst nicht vorstellbar sind, so können wir an ihn keinerlei ethische Zumutungen stellen. Er gilt uns als „herrenlose Sklaverei“, in der alles noch so unmoralische Handeln letztlich durch objektive Sachgesetzmäßigkeiten gerechtfertigt ist, während sich diese Gesetzmäßigkeiten selbst jeglicher Bewertungs- und Erklärungsinstanz entziehen.

Das Problem der sozialen Marktwirtschaft

Gerade in Deutschland wurden schon lange vor der gegenwärtigen Krise Zweifel an der „unsichtbaren Hand“ des Marktes laut. Viele bemängelten die Qualität ihrer Herrschaft. Muss es angesichts von extremen Konjunkturschwankungen und offensichtlicher sozialer Ungerechtigkeit nicht möglich sein, ihre Funktionsweise zu verbessern? Exakt diese Frage bejahten die Begründer der sozialen Marktwirtschaft, Ludwig Erhard und Alfred Müller-Armack. Dabei zweifelten beide nicht etwa an der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaftsmaschine. Vielmehr suchten sie diese durch Maßnahmen staatlicher Regelungen und Kontrolle zu ergänzen. Wie etwa ein Motor einen in sich funktionierenden Mechanismus darstellt, so formulierte Müller-Armack fast wörtlich, der erst durch eine Reihe äußerlicher Bedienungseinrichtungen seinen Zweck erfüllt, so soll auch der marktwirtschaftliche Austausch von einem Kreis sichernder und auslösender Handhaben umgeben werden. Die soziale Marktwirtschaft wird zur „Steuerungsform, die als Gesamtsystem und in jeder Einzelmaßnahme auf die Erhaltung, ja Steigerung der Marktwirtschaft gerichtet ist“. Sie ergänzt die unsichtbare Hand des Marktes um die sichtbare Faust des Staates. Wirtschaft gilt ihr weiterhin als Spiel, bei dem jeder nur seine Eigeninteressen im Rahmen äußerlich fixierter Regeln verfolgt.

Doch im Gegensatz zum Liberalismus setzt die soziale Marktwirtschaft auf den Staat als Spielleiter, der das Wirtschaftsergebnis über ein ausgeklü-

geltes Anreizsystem – über Gesetze und Vorschriften – zum bestmöglichen Gemeinwohl steuert. Wie bei einem gigantischen Hindernislauf hat er als Schiedsrichter so lange die Schikanen zu manipulieren, bis die bestmögliche Gesamtperformance erreicht ist.

Die soziale Marktwirtschaft niemanden von seinem unbändigen Streben nach individuellem Vorteil ab. Vielmehr versucht sie, dieses Streben für höhere Zwecke zu instrumentalisieren. Die grundlegende Logik der sozialen Marktwirtschaft propagiert damit ebenso wie der Liberalismus einen blinden Regelgehorsam innerhalb der Wirtschaft. Lediglich im ökonomischen Ordnungsrahmen, im Datenkranz der Wirtschaft sieht sie Platz für unseren menschlichen Gestaltungswillen. Damit läuft sie Gefahr, immer nur auf äußerliche, bereits sichtbar gewordene Symptome wirtschaftlicher Krisen zu reagieren, ohne doch die eigentliche Handlungslogik ökonomischen Vorteilsstrebens jemals außer Kraft zu setzen.

Ein möglicher Neuanfang

Die gegenwärtige Krise ist nicht einfach nur eine Krise deregulierter Märkte. Sie ist auch keine reine Krise staatlicher (Ohn)Macht. Vielmehr ist sie eine grundsätzliche Krise eines unkritischen Glaubens an die Beherrschbarkeit der Wirtschaft. Setzten Politik und Gesellschaft noch vor Monaten auf die vermeintliche Objektivität und Effizienz unregulierter Finanzmärkte, so ist nun das Vertrauen in deren mechanische, berechen- und vorhersehbare Funktionsweise wie eine Seifenblase zerplatzt. Bestürzt sehen wir zu, wie sich unser Glaube an die unsichtbare Hand des Marktes als bloße Illusion entpuppt. Zugleich schwinden die Hoffnungen, die regulierende Faust des Staates könne das entstehende Vakuum füllen. Wie sollte diese auch neue Regeln schaffen, wo doch die globalen Finanzmärkte längst alle Staatsgrenzen überwunden haben? Wo er doch mitsamt seinen Regelordnungen schon längst im Standortwettbewerb um die Gunst von Unternehmen buhlt und damit leichtfertig seine eigenen Ziele dem wirtschaftlichen Kalkül unterordnet? Wer wollte heute noch der Wirtschaft feste Grenzen setzen, wenn ökonomische Interessen weder vor den Toren der Staaten noch den Türen supranationaler Organisationen Halt machen?

Völlig zu Recht macht gegenwärtig das Schreckensszenario eines gänzlich unbeherrschbaren

Die soziale Marktwirtschaft ergänzt die unsichtbare Hand des Marktes um die sichtbare Faust des Staates.

Wem sollen wir eigentlich vertrauen? Den Selbstheilungskräften des Marktes? Der strafenden Faust des Staates?

Raumes der Wirtschaft die Runde, den keine äußere Macht zu bändigen vermag. In dieser Situation reicht es nicht aus, weiterhin reflexartig die Macht des Sozialingenieurs über die Wirtschaftsmaschine zu beschwören. Die Chance der Krise liegt an anderer Stelle: Die Mär von der Beherrschbarkeit der Märkte wollte uns glaubhaft machen, es käme in Wahrheit gar nicht darauf an, wie wir Menschen in der Wirtschaft denken und handeln. Wir bräuchten uns keine Gedanken zu machen, unter welchen Bedingungen die Beschäftigten im Supermarkt um die Ecke arbeiten, wie Kinder in Asien unsere T-Shirts oder Fußballer nähen. Keine Frage danach, wie die Renditen unserer Anlagen zustande kommen, wie wir selbst in marktwirtschaftlichen Institutionen tagtäglich arbeiten, mit unseren Kollegen umgehen. Mitmenschlichkeit jenseits aller wirtschaftlichen Sachlogik galt bestenfalls als weltfremd, im weitaus schlimmeren Fall wurde sie als Gefahr für die Wirtschaft, ja Verbrechen wider die Effizienz wirtschaftlicher Steuerungsmechanismen geißelt. Zugleich wurde der vollkommen unpersönliche Austausch zum Ideal erhoben. „Der Händler am Obststand verdrischt vielleicht sein Pferd, erschießt Hunde und verspeist Ratten“, schwärmt etwa der ökonomische Nobelpreisträger James A. Buchanan, „doch keine dieser Eigenschaften braucht meinen Tausch mit ihm, der sich ja nur auf das Ökonomische bezieht, zu beeinflussen.“ Gierige Manager? Korrupte Banker? Alles nur Rädchen im Getriebe – Markt, Staat oder beide zusammen werden es schon richten. Dieses Ideal entpuppt sich nun als das, was es ist: eine Illusion, eine Lüge. Dies ist schmerzhaft, eröffnet aber neue Perspektiven. Gegenwärtig ist viel von Vertrauen die Rede.

Dabei vergessen wir oft die wichtigste Frage: Wem sollen wir eigentlich vertrauen? Den Selbstheilungskräften des Marktes? Der strafenden Faust des Staates? Oder sollten wir nicht vielmehr wieder uns selbst, unseren Mitmenschen vertrauen lernen? Sollten wir uns nicht wieder um unser tägliches Miteinander kümmern, durch das wir nahezu unbemerkt die Regeln unseres Zusammenlebens am Arbeitsplatz, in Vereinen und Institutionen immer wieder selbst schaffen – tastend, suchend? Es ist höchste Zeit für eine einfache Einsicht: Die Art und Weise, wie wir miteinander leben, ist das eigentliche Fundament der Wirtschaft. Solange diese allein von Gier und Eigennutz geprägt bleibt, ist alles Krisenmanagement Makulatur. Diese Einsicht hat uns die Mär von der Beherrschbarkeit der Märkte unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit vergessen lassen. Doch allein sie birgt den Samen für einen wirklichen Neuanfang.



Silja Graupe

arbeitet am philosophischen Seminar der Universität zu Köln

Die Junge Kirche braucht Ihre Unterstützung!

Machen Sie Werbung für die Junge Kirche in Ihrer Umgebung. Wir schicken Ihnen gerne kostenlose Probeexemplare und Werbekarten zum Weitergeben zu. Selbstverständlich können Sie uns auch Personen und Adressen nennen, denen wir – mit Ihrer Empfehlung – ein Probeexemplar schicken.

**Junge Kirche · Luisenstraße 54 · 29525 Uelzen · Tel. & Fax 05 81 / 77 666
verlag@jungekirche.de**